Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 4 (1911)
Heft: 3

Artikel: In der Gefängnis-Kirche
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-406171

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mit Verlaub! sein Aberglaube unterscheidet sich von dem, was im allgemeinen als Aberglaube gilt, nicht um Haaresbreite!

Wir wollen in möglichster Kürze betrachten, welche Vorstellungen sich die Kulturvölker von ihrem Gotte machen.

Gott ist ein Geist, er hat keinen Körper, also auch kein Gehirn, er denkt aber doch. Er hat keine Augen, aber er sieht; er hat keine Gehörorgane, aber er hört.

Gott hört und prüft die Gebete vieler Millionen Menschen, er verfügt, ob die Bitten, gleichviel in welcher Sprache sie vorgetragen werden, Gehör finden sollen oder nicht, er behält alles im Gedächtnis; eine Buchführung ist für ihn nicht erforderlich. Zu gleicher Zeit beobachtet er das ganze Weltall, Millionen Sonnen und unzählige Weltkörper, die Meere, die Ströme mit ihrem Inhalt, kurz alles, was existiert, nichts entgeht seiner Kenntnis.

Ohne den göttlichen Willen fällt kein Ziegel vom Dache, wächst kein Baum, keine Frucht, kein Grashalm. Ohne den göttlichen Willen wird weder Mensch noch Tier geboren, ohne seinen Einfluß stirbt niemand.

Wo ein Gott die Zeit zu dem allen hernimmt, darüber kann niemand Auskunft geben.

Gegen Gott ist alle Gelehrsamkeit nichts. Alles, was Menschen errungen haben, alle Wissenschaft, alle Erfindungen, alles hat Gott schon seit Ewigkeit her gewußt. Er hat aber die Menschen, „die er liebt", so lange in der Finsternis tappen lassen, bis es ihnen im Jahrtausende langem Kampfe gelungen ist, sich nach und nach von der Unwissenheit, aus dem Elend der Finsternis zu befreien.

Gott ist alliebend, hat aber die Menschen unvollkommen geschaffen, sie verfielen der Sünde. Seit dem Sündenfall hat er seine eigenen Geschöpfe, die Menschenkinder, verflucht, sie kommen mit Sünden beladen zur Welt.

Gott ist gerecht, er verhindert aber nicht, daß die Menschen sich in blutigen Kriegen mit bestialischer Roheit zerfleischen, er läßt auch allen Haß, alle Ungerechtigkeit, alles Böse zu.

Gott kann bei seiner Allmacht den Zank und Streit über seine Existenz und Art mit einem Wink ein für allemal beseitigen, er denkt aber garnicht daran, Aufklärung zu schaffen.

Alle Eigenschaften, welche von einem Gotte behauptet werden, die unzähligen Wunder, die er jeden Augenblick verrichten soll, sie stehen in grellem Widerspruch mit der Natur und dem was wir täglich erfahren. **Wer das für wahr hält, was die menschliche Vernunft bei vorurteilsfreier Prüfung als wahr nicht anerkennen kann, der gibt sich dem Aberglauben hin,** er verzichtet auf den Verstand. Ob er an übernatürliche Götter, Geister und anderen Spuk und Unsinn glaubt, alles ist gleich, es ist immer derselbe Aberglaube und auch das Ergebnis ist das gleiche, es ist Furcht und Aengstlichkeit. Die Wunder, die von einem einzigen Gotte erzählt und behauptet werden, den niemand kennt und der sich nie zu erkennen gibt, sie unterscheiden nur dadurch, ob Wundern des Geister- und Hexenglaubens hafter und daher in erhöhtem Maße unwahr sind, noch weit fabelreicher, noch weit fabelhafter und daher in erhöhtem Maße unwahr sind. Hieraus ergibt sich, daß der Gottesglaube nichts anderes ist als der höchste Grad des Aberglaubens.

Der Gottesglaube ist die Grundlage der Glaubensgemeinschaften, sie mit ihren religiösen Anschauungen sehr weit auseinandergehen. Hierdurch entsteht Haß, Verachtung und gegenseitige feindselige Gesinnung, Uebel, die sich schon in frühester Jugend in den Schulstuben und selbst auf der Gasse bemerkbar machen, wo ein Kind dem Kinde andern Glaubens kränkende Schimpfwörter nachruft. Der Gottesglaube verhindert das Böse nicht, die Strafgesetze tun es, die von Menschen gemacht sind. Die Erhaltung des Glaubens nützt nur denen, die durch ihn ihre Existenz haben.

Wenn die Frommen mit dem Gottesglauben bankrott gemacht haben, dann kommen sie mit Christus und dem heiligen Geist, sie sollen für Gott in die Bresche treten. Da aber Gott, Christus und der heilige Geist eins ist, so geht es mit diesem Zauberkunststück ebenso wie mit jedem Wunderglauben, den die menschliche Vernunft ablehnt.

Um aber noch etwas von der Gottheit zu retten, rufen die Frommen: „Die Gottheit ist in jedem Menschen, sie ist in der ganzen Natur.!"

Diese Worte klingen recht zuversichtlich. Es wäre ein wahrhaft idealer Zustand, wenn die Gottheit, d. h. das Vollkommene, in jedem Menschen zu finden wäre. Dem ist aber nicht so, denn viele Menschen sind durch und durch verlottert und unverbesserlich. Die Gottheit ist auch in der Natur nicht überall anzutreffen, denn sie schafft viele Unvollkommenheiten. Das Ideal in der Menschenbrust, die Gottheit in der Natur, sie kann nicht nach Gutdünken verfügen, sie wird weder gefürchtet noch angebetet, sie richtet keinen Schaden an.

Die Furcht, die von den Priestern aller Glaubensgemeinschaften gehegt und gepflegt wird, treibt oft Blüten, die Heiterkeit erregen. Mit kindischer Furcht wird versucht, die freidenkerische Literatur zu unterdrücken. Nach dem jesuitischen Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel", streckt mancher Gläubige die Hand nach einem Freidenkerblatte aus, wenn es in Lesesälen oder anderswo öffentlich ausliegt, um es sich in rechtswidriger Weise anzueignen und zu beseitigen. Durch ein so läppisches, unsauberes Tun soll der auf morscher Grundlage ruhende Glaube gestützt werden! Welch armseliges, vergebliches Bemühen! Naive Menschen, die nur Bibel, Gesangbuch und ähnliche Schriften lesen, wobei ihr Gehirn in träger Ruhe verharren kann. Sie haben keine Ahnung davon, welche Riesenausdehnung die Literatur der Freidenker in allen Weltteilen gewonnen hat. Wer mit der Beseitigung eines Freidenkerblattes einen Erfolg träumt, dem wird man es nicht verübeln, wenn er meint, das Meer ausschöpfen zu können.

Der Wunderglaube ist durch Menschen entstanden, durch Menschen wird er beseitigt werden. An seiner Stelle wird edle Nächstenliebe walten, die alles umfaßt, was Menschenangesicht trägt. Die Liebe wird sich auch auf die Tiere übertragen, die in unseren Tagen oft noch roh behandelt werden.

Wer sich durch ernstes Denken zur neuen Weltanschauung emporgerungen hat, der hat die Pflicht, auch die Frauen und Kinder vom Aberglauben zu befreien. Wer es nicht tut, der ist noch lange kein Freidenker, er hat den Bann der Glaubenserziehung noch nicht überwunden. Sollen Frauen und Kinder solange im Glaubenswahn schmachten, sollen sie die vielen Seelenkämpfe solange durchmachen, bis sie sich durch eigenes Nachdenken frei machen, dann würde der schädlichen Glaubensphantasie und ihrem Anhange die besten Dienste geleistet werden.

Die Pflicht, die Moral gebietet uns, bei allen unseren Mitmenschen das zur Geltung zu bringen, was wir als wahr, als gut anerkennen. M. G.

In der Gefängnis-Kirche.

(Nach Alexander Cfizmadia)

Auch ich nun ging
— Es war letzthin —
Wie and're Sträfling'
In die Kirch' hin,
Die Predigt einmal
Anzuhören,
Vielleicht kann sie mir
Glück bescheren?!
Ich hörte so oft:
„Wenn Gott nur winkt,
Und des Bettlers Stab
Schießt wie 'ne Flint . .."

Ich seh kein Wunder,
Kein Hexenfang . . .
Wie uns, tönte
Der Orgelklang . . . . . .
War nicht so dumm,
Während der Andacht
Sah' sich kaum um.

Beim Gesang hat ihn
Langweil' gequält,
Hat bei der Predigt
Gähnend erzählt
Die alten Märchen . .
Mit schwerem Stöhnen,
Doch manchem Aug'
Entronnen Tränen . . .

Weil die Märchen
Wurden geglaubt,
Gezweifelt hat
Kein einziges Haupt;
Und im ganzen
Conglomerate,
Waren doch noch
Zwei Apostel
Dem heil'gen Kaff . . .
Es wa en:
Ich — und der Pfaff' . . .

Salomon Somló.

Der soziale Wert der Christuslehre.

(Schluß.)

Ein anderer, schwerwiegender Punkt in der sozialen Bewertung der Christuslehre ist das Verhalten i. e. die Doktrin des Stifters der sexuellen Frage, dem Geschlechtsproblem, gegenüber. Wie, man muß fragen, hat er da gehandelt? War Jesus ein Asket, oder war er es nicht? Das ist eine Frage, die recht schwierig zu entscheiden ist, die wohl nie endgültig zu entscheiden sein wird. Aber soviel ist sicher: er hat diesem einschneidenden Thema nie seine sorgfältige oder auch nur annähernde Beachtung gewidmet; er hat es meistenteils ignoriert. Zugegeben ist allerdings, daß er in Bezug auf einzelne Aspekte, also Eheleben, Ehescheidung, gewisse Normen aufgestellt hat. In Math. XIX. 6 und Mark. X. 9 lese ich: „Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Und weiter (Math. XIX. 9): „Wer sein Weib entläßt . . . (und freit eine andere), der bricht die Ehe." Ich habe darauf mehrfache Antwort. Ad. 1 erwidere ich: Jeder religiöse Schwärmer könnte und würde so antworten! Ad. 2 frage ich: Ist es recht, ist es billigdenkend, ist es gefühlvoll, ein solches Gebot in allen Fällen aufzuerlegen? Tausende von jungen Eheleuten gibt es, welche, die vorschnelle Wahl bitter bereuend, nun für das ganze Leben aneinander gekettet sind und nun eine Existenz gegenseitigen Hasses und Zwistes auszukosten haben! . . . Ist dies recht, ist es absolut unerläßlich? . . . Wäre es da nicht besser, wenn, unter dem Drucke einer gesunden öffentlichen Meinung, die Gesetzgebung sich an die Gesellschaftswissenschaft wenden würde und da Rat erholte? Würde diese Wissenschaft nicht weise, einsichtige, humanitäre Lehren erteilen — bessere als die eines verblendeten Fanatikers vor 2000 Jahren in einem Winkel Syrien's? . . . Ich denke: Sicherlich!. . . Und die dritte Antwort, die man in Bezug auf die sexuelle Doktrin des Christus geben muß, ist, daß er die Bevölkerungslehre nie eingehend behandelt, auch nur annähernd betrachtet hat. Aber gerade die Bevölkerungslehre ist von ungeheurer, von einschneidender Wichtigkeit für das soziale Leben aller Völker. Sie birgt in sich das Wohl oder Wehe der kommenden Geschlechter, der zukünftigen Generationen; sie ist der Kreuz- und Knotenpunkt aller sozialen Fragen, und sie zu verkennen, heißt sich als Stümper in der Gesellschaftswissenschaft erweisen!!!

In dieser Beziehung hat sich Christus ein bedauerliches Zeugnis als sozialer Reformator ausgestellt. Diese Lücke ist es, welche den sozialen Wert der Christuslehre auf ein recht bescheidenes Maß reduziert.

Der Gründer hat nie die Normen erkannt, die Grundprinzipien aufgestellt, welche das geschlechtliche Leben der Völker (also der Individuen) gedeihlich machen und so die Grundlage zu einem wahren, wissenschaftlichen und praktischen Hedonismus bilden könnten. Ueber die Formen der sexuellen Verbindung — ob Monogamie, Polygamie bezw. Polyandrie, über die Frage der — absoluten oder relativen — Ehelosigkeit, des tentativen geschlechtlichen Zusammenlebens — alle diese brennenden Fragen der Kulturmenschheit — und so manche andere, hat er sich, soviel ich weiß, nicht geäußert. Ja, das ist ein schwerer Vorwurf, eine bedauerliche Lücke. Denn nichts ist sicherer, als daß alle anderen sozialen Schäden (e. g. Wohnungsnot, Arbeiterelend, Militarismus, Verrohung und Verwilderung der Jugend, Trunksucht, Kriminalität etc.) auf dieses Problem hin konvergieren, in ihm ihren Zielpunkt und ihren Abschluß finden. Das Gesellschaftsproblem, die sexuelle Frage, ist das erste und oberste Problem unserer Tage. Sie ist der Angelpunkt, um welchen sich alle anderen Bestrebungen — seien sie wirtschaftlicher, sozialpolitischer, erzieherischer etc. Natur — drehen und stets drehen werden. Es ist die rätselhafte, geheimnisvolle Sphinx, welche mit Tod bedräut denjenigen, der das Problem nicht löst.

Wohl ist das Problem weder neu noch unlösbar. Es wurde schon in den Tagen des Altertums (also bevor Christus!) von den griechischen Philosophen *) erkannt und, wenn auch nur in ungefährer Weise, behandelt. Denn die damals erhältliche Kenntnis, die Beobachtungen und Data waren zu gering, um das Thema gehörig auszubauen. Für Jahrhunderte — man kann sagen: für nahezu zwei Jahrtausende — schlief die Sache, bis ein großer englischer Denker sie aufgriff, die bezüglichen Daten — wenn auch unter großen Fährlichkeiten und Hindernissen — sammelte, dieselben coordinierte, zu einem System ordnete und unter dem Titel: „Die Bevölkerungslehre: Betrachtungen über dieselbe und über ihren Einfluß auf das menschliche Wohlergehen" in Buchform herausgab. Damit war das Eis gebrochen: die Sache trat vor das Forum der Oeffentlichkeit. Dieser Mann, dieser große Denker, dieser echte Humanitarier hieß Thomas Robert Malthus. Sein Name wird unsterblich bleiben. Es ist wahr, Malthus hat nicht immer die bestmöglichen Schlußfolgerungen aus seiner Lehre gezogen — das war eben dem lückenhaften Wissen seiner Zeit gemäß unvermeidlich — aber die Prämissen, von denen er ausging, sind nie beanstandet worden und seine Postulate haben seitdem befriedigenden — und ja, segensreichen! — Abschluß gefunden durch die Fortschritte der modernen Wissenschaft.

Und die Bewegung ist im Gange — auf der ganzen Welt. Der Schneball ist ins Rollen gekommen; bald wird er zur Lawine anschwellen. In allen Ländern, unter allen Nationen gibt es weitblickende Männer, edeldenkende Frauen, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, durch Wort und Schrift dahin zu wirken, daß Kenntnis von der Notwendigkeit vorbeugender Mittel unter die ärmeren und enterbten Volksklassen gelange. Das geschieht heute schon und wird mehr und mehr geschehen trotz des Widerstandes verruchter Monopolisten, beutegieriger Beamter und scheinheiliger Dunkelmänner!

*) Siehe Plato: „de Republica".

---

töpfe damit zu scheuern! Tagediebe, Nichtstuer, Ketzer, Pharisäer, die ihr seid, die sich lieber mästen und besaufen, ihr verstockte Sünder! Ihr wollt euch nicht darum bekümmern, ob der liebe Hergott, die heilige Jungfrau und alle Heiligen des Himmels halbnackt und zerfetzt herumgehen! Aber wartet, ich will euch was erzählen, denn das muß ein Ende haben, mit euren Schuftereien und Verbrechen. Ich habe heute nacht den lieben Herrgott gesehen, er war voller Zorn und hat mir gesagt: „Ich will ein neues Banner haben, hörst du, verdammter Hund! Ein schönes, reichhergoldetes Banner, ein Banner für mindestens vierzig Franks. Johann Marie wird dazu zehn Sous hergeben, Peter Kernouz wird zwanzig Sous geben, die Mutter Tobias, die eine alte Knickerin und schuftige Diebin ist, muß zwei Franks hergeben! Dantu, der vorige Woche ein Kalb verkauft hat, wird drei Franks geben! Und alle anderen müssen drei Sous, ein Dutzend Eier und einen Topf Schmalz bringen." — So, jetzt wißt ihr, was mir der liebe Gott gesagt hat."

Einen Augenblick hielt er ein. Die Gläubigen waren ganz bestürzt; keiner wagte die Augen auf den Herrn Pfarrer zu erheben, der fortsetzte:

„Merkt auf, was mir der liebe Gott noch anvertraut hat! Er hat mir anvertraut — es sind seine eigenen Worte, die ich euch wiederhole — er hat mir folgendes anvertraut: „Und wenn sie sich weigern herzugeben, was ich verlange, dann wird es mit ihrer Sache schief gehen; in tolle Hunde, in tote Kälber, in Meerkatzen, in Fledermäuse werde ich sie verwandeln und sie alle in die Hölle schicken!"

Ein Hohngelächter von der anderen Seite der Kirche unterbrach ihn. Bei der Türe stand der alte Grenzwächter, schaukelte sich hin und her, strich sich kosend den weißen Knebelbart glatt und lachte ungläubig und spöttisch. Rasend, Schaum vor dem Munde, schrie der Herr Pfarrer ihn an: „Was lachst du da, knebelbärtiger Ketzer, Zollquittung des Teufels! Glaubst du, Gott kenne dich nicht? Glaubst du, er wisse nicht von deinen Schurkenstreichen? Er hat mir auch von dir gesprochen: „Ja, diese knebelbärtige Kanaille geht in die Stadt, das geraubte Strandgut verkaufen, und dieses Teufelsgeld teilt er mit den Schmugglern! Warte! Warte! Wenn der Knebelbart nicht vier Franks gibt, wird er zuerst ins Gefängnis und später in die Hölle wandern! . . ." „Was, da lachst du nicht mehr, Abtrünniger!"

Und zu den Gläubigen gewendet, schloß er: „Ihr habt den Willen Gottes vernommen. Nach der Messe werdet ihr ins Pfarrhaus kommen und eure Gaben bringen. Und weh dem, der fehlen wird!"

Der Herr Pfarrer rollte das Banner wieder ein, legte es hinter die Kanzel und wischte sich den Schweiß von der Stirne, der in Strömen herunterrann.

„So, und jetzt," sagte er nach einer Pause, „noch etwas anderes . . . Der Präfekt ist gestorben. Das war ein jämmerlicher Herr, der mit den anderen republikanischen Schweinehunden die heiligen Brüder vertrieben hat. Wenn aber einer von euch dennoch für ihn bitten will, mag er's tun! Es ist keine Sünde. Ich werde noch ein Vaterunser und eine Ave für unseren heiligen König beten, der wieder kehren wird!"

Und drohend drehte sich der Pfarrer gegen den Grenzwächter, der nun nicht mehr lachte; und während er mit der Faust auf die Holztäfelung der Kanzel mächtig aufschlug, rief er aus: „Und er wird wiederkehren, trotz aller Knebelbärte!"

Worauf er niederkniete, mit gnädiger Gebärde das Zeichen des Kreuzes machte und unverständlich murmelte: „In nomine patris et filis et spiritus sancti, Amen".

Draußen entrollte die Heide die Armut ihres ewig unfruchtbaren Bodens, und die dürren Schafe, die Schatten der abgezehrten Pferde, die geripppegleichen Kühe mit bärtigen Schnauzen, wie die der Ziegen, und mit blutiger, vom Ungeziefer angefressener Haut weideten unter dem tieftraurigen Himmel die stachligen Sprößlinge der dornigen Stauden ab.